

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

№. 104.

Posen, den 6. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Beber.)

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Abends wurde das Ereignis im Hause des Matadors gebührend besprochen. Die Senjora Augustias belundete herzliche Freude, konnte doch nach ihrer Meinung die Rettung dieser hochstehenden Dame für ihren Sohn nur Gutes im Gefolge haben. Carmencita blieb stumm.

Drei Tage hörte Gallardo nichts von Donja Sol. Da ließ Don José, der mit Freunden einen Jagdausflug gemacht hatte, den Espada bitten, ihn sofort aufzusuchen.

„Aber Menschentind, was soll das nur bedeuten? Vor einer Stunde bin ich zurückgekommen und fand ein Kärtchen von Donja Sol vor. Sie ist verwundert, daß du ihr keinen Besuch gemacht hast. Und das mit Recht! Delnetwegen blieb sie jeden Nachmittag zu Hause. Mein Lieber, so etwas tut man nicht! Warum gingst du nicht, dich nach ihrem Befinden zu erkundigen?“

„Ich . . . ich schämte mich. Ja, das ist es, ich schämte mich. Sie wissen, Don José, daß ich durchaus nicht blöde bin und mit einer Frau schon fertig werden kann. Aber wenn ich Donja Sol gegenüberstehe, kommt mir meine ganze Dummheit zum Bewußtsein. Nein, nein, Don José . . . ich gehe nicht. Nicht ein Wort würde ich herausbringen.“

„So, so! . . . Und dann wird man sagen, du hättest keine Spur von Benehmen. Das gibt es nicht. Ich werde dich begleiten. Komm sofort mit!“

Gallardo mußte nachgeben und betrat an der Seite seines Bevollmächtigten Donja Sols Haus. Unter den vielfarbigen Arkaden des im maurischen Stil erbauten Patio sang mit sanfter Monotonie der Wasserstrahl des Springbrunnens. Die durch Marmorsäulen abgetrennte Halle, deren in Felser geteiltete Decke reiche Stuckarbeiten trug, füllten zur Bewunderung des Toreros uralte, wurmfressige Möbel unter nachgebunkelten Gemälden.

Ein Diener führte sie die breite Marmortreppe hinauf, und von neuem staunte der Espada über die verblakten Farben und das sterbende Gold der Statuen, — Madonnen, die ihm den Eindruck machten, als wären sie mit der Art ausgehauen worden, — über die mit Blumen und Früchten umsäumten Teppiche, deren weicher Grundton der Farbe weisser Blätter glich. Einige stellten Szenen aus der Passion dar; auf anderen sah er verblüfft, wie behaarte Hörner und Hufe tragende Männer leichtbekleidete Mädchen verfolgten.

„Wie unwissend man ist!“ murmelte Gallardo. „Ich glaubte, so etwas taugte nur für die Klöster!“

Während noch das letzte Tageslicht in den Fenstern blinkte, strahlte oben ein Meer von elektrischen Kronen und brachte dem Matador neue Ueberraschungen. Stolz auf seine massigen, leibbezogenen Möbel aus Madrid, die ihren Preis auszusprechen schienen, fand er sich nicht zurecht vor diesen zierlichen, weisgoldenen Stühlen und Tischen, Vitrinen mit grazios geschweiften Linien, ein-

farbigen Tapeten, an denen als einziger Schmuck kleine Gemälde an dicken Kordeln aufgehängt waren. Er setzte sich voller Angst, daß der Stuhl unter seinem Gewicht zusammenbrechen könnte.

Donja Sols Eintritt riß ihn aus diesen Betrachtungen heraus. Zum ersten Male sah er ohne Hut oder Mantilla die leuchtende Mähne, die ihren Namen rechtfertigte. Die weiten Ärmel ihres Kimonos gaben den halben Arm frei; in dem Ausschnitt schimmerte der schlanke Halsansatz, dessen Linien an der Frau Venus Halskette erinnerten. Bei jeder Handbewegung blühten seltsam geformte Ringe, klirrten leise die goldenen Armbänder, orientalische Filigranarbeiten mit mysteriösen Inschriften neben massiven Ketten, an denen kleine Amulette hingen.

Auf einer Fußspitze — sie sah mit übereinandergeschlagenen Beinen — wippte ein roter Pantoffel mit hohem, vergoldetem Absatz, winzig wie ein Spielzeug.

Gallardo sauste es in den Ohren, sein Blick verschleierte sich. Nur ein paar helle, halb zärtlich, halb ironisch auf ihn gerichtete Augen vermochte er zu unterscheiden. Um seine Erregung zu verbergen, lächelte er, gleich einem Kind, das lebenswürdig sein will.

„Nein, Senjora . . . ich bitte Sie. Nicht der Rede wert!“ entzog er sich ihrem herzlichsten Dank für seine mutige Aktion in Tablada.

Allmählich wurde er ruhiger. Man sprach von Stieren, und dieses Thema gab ihm Mut, an der Unterhaltung teilzunehmen.

Donja Sol hatte eine schwarzlackierte, mit bizarren Blumen geschmückte Kaffette geöffnet.

„Sehr angenehme Zigaretten,“ forderte sie zum Rauchen auf. „Sie enthalten Opium.“

Neugierig zog der an seine starken Havannazigarren gewöhnte Torero an dem goldenen Mundstück. Pures Stroh, nur für Damen! . . . Aber der eigenartige Duft schien seine Jaghaftigkeit zu versagen.

Donja Sol, voll Verlangen, hinter die Kulissen der Berühmtheit zu spähen, bat ihn, ihr seine Vergangenheit zu erzählen, und Gallardo berichtete, nicht ohne Selbstbewußtsein, von dem elenden, umherschweifenden Leben der ersten Jahre.

„Sehr interessant . . . sehr originell!“ murmelte die schöne Senjora, deren Augen starr ins Leere blakten, als wollte sie etwas Unsichtbares ergründen.

„Glauben Sie mir, Donja Sol, Juanillo ist der erste Matador der Welt,“ unterbrach Don José, „dabei unglaublich zähe, wenn er mal vom Stier gefaßt wird.“

Und mit dem Stolz eines leblichen Vaters beschrieb er alle alten Wunden, die sein Auge durch die Kleider hindurch zu sehen schien. In Donja Sols Blick, der ihm auf diesem anatomischen Spaziergang folgte, lag aufrichtige Bewunderung: ein echter Held, schüchtern und einfach wie alle starken Männer.

Es schlug sieben Uhr, und die beiden Herren machten Anstalt, sich zu verabschieden. Aber die Dame des Hauses sprang auf:

„Sie müssen zum Abendessen bleiben, ganz zwanglos. Wir werden unter uns sein, da ich niemanden erwarte.“

*) Sol bedeutet Sonne

Don José entschuldigte sich. Er hatte Gäste zu Tisch.
„Verflucht! Lassen Sie mich doch nicht allein!“
tuschetle der Espada. Doch sein Bevollmächtigter drückte ihm die Hand und ging.

Eine Viertelstunde später kam Donja Sol zurück, nicht mehr im bunten Neglige, sondern in einem ihrer Pariser Kleider, Modelle von Paquin, die den Reiz und die Verzweiflung ihrer Freundinnen bildeten.

Qualvolle Momente für den Espada . . . Der vornehme Luzus des Speisezimmers, die riesigen, brennenden Armleuchter auf der Tafel, das zeremonielle Wesen der Diener — alles machte ihn befangen, und dumpf empfand er, daß er weder mit seinem Straßenanzug, noch mit seinen Manieren hierher gehörte.

Donja Sol lachte gutmütig über die Ungeschicklichkeit, mit der er das Besteck handhabte, über seine große Angst, die dünnen Gläser anzufassen, während der Torero sich über ihren Appetit verwunderte. Por Dios, konnte die Blonde einhauen! Ganz anders als die Senjoritas seiner Bekanntschaft, deren Brüderie es für vornehm hielt, nur ein paar Häppchen zu essen. Und diese anmutigen Bewegungen, mit denen sie jeden Bissen zum Munde führte, zwischendurch das Glas hob, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Ihr Beispiel feuerte ihn an. Er aß, und vor allem er trank, trank viel, um seine Verlegenheit zu bemänteln.

Die edlen Weine machten ihn allmählich gesprächig. Er kramte allerlei kleine Erlebnisse aus, erzählte von der hartnäckigen Propaganda des Nacionals, auch von den Streichen seines Picadors Potaje, eines Barbaren, dem ein erboster Gewatter ein halbes Ohr abgebissen hatte.

Der Champagner gab Gallardo den Rest. Als man sich erhob, bot er, allerdings bestürzt über seine eigene Redheit, Donja Sol den Arm. Machte man es nicht so in der großen Welt? . . . Ah, er war doch nicht so ganz ungeschliffen . . .

Im Salon, wo der Kaffee serviert wurde, reichte ihm Donja Sol ihre Gitarre.

„Wenn ich könnte! . . . Aber ich verstehe gar nichts außer Toros zu töten.“

Ein langes Stillschweigen trat ein. Gallardo zog an einer prachtvollen Havanna, und Donja Sol schaute gedankenverloren den blauen Ringen ihrer Zigarette nach. Schließlich setzte sie sich an den Flügel und spielte verschiedene Malagatanze.

„Die . . . Bueno, — bueno!“ rief der Espada dazwischen, ganz wie im Café Chantant.

Den Malaganenas folgten Sevillanas und diesen alle träumerischen Pieder Andalusiens, die Donja Sol auswendig wußte.

„Lieben Sie Musik?“ fragte sie.

„O, sehr! . . .“ meinte Gallardo, obwohl er sich bis heute diese Frage nie vorgelegt hatte.

Langsam ging Donja Sol von den Volksliedern in eine getragene Weise über, die der philharmonischen Weisheit des Toreros Kirchenmusik zu sein schien. Wohlbehagen froh in seine Glieder, die Augen wurden ihm schwer, und er ahnte, daß er einschlafen würde.

Um sich dagegen zu wehren, versenkte er sich in den Anblick der schönen Dame, die ihm den Rücken zulehrte. Madre de Dios, welch' prächtige Figur! Seine afrikanischen Augen blieben an dem von einer Aureole rebellischen Goldes gekrönten Ausschnitt hängen, und der verführerische Gedanke kitzelte ihn, diesen weißen Nacken zu küssen. Aber es blieb bei dem Gedanken. Donja Sol flößte ihm Respekt ein.

Hätte er geschlafen? Er wußte es nicht. Plötzlich weckte ihn ihre Stimme aus seiner Versunkenheit. Donja Sol sang, lang mit einer Inbrunst, die ihre Stimme vibrieren ließ.

Der Torero beugte sich vor, um die Worte besser verstehen zu können. Verdammte, ein ausländisches Lied! Warum spielte sie nicht lieber einen Torro?

Ihr Kopf war zurückgeworfen, der Blick ziellos nach oben gerichtet, ihre Brust zitterte vor Erregung. Sie

sang Elsas Lied, das Sehnen der blonden Jungfrau nach dem starken Krieger — unbeflegbar für seine Feinde, sanft und zart zu den Frauen.

Mit wachen Augen träumte sie, legte ihre ganze Leidenschaft in die Worte der Liebe: War er nicht da, der kühne Streiter? Das sagenhafte Aussehen des anderen fehlte ihm. Täppisch zeigte er sich und ungeschickt, aber sie sah nur, wollte nur den Mut sehen, der ihn zu ihrem Retter werden ließ — nur das lächelnde Vertrauen, mit dem er gegen eine brüllende Bestie gekämpft hatte, wie Wagners Helden gegen ihre fürchterlichen Drachen! Ja! Er war ein Held. Ihr Held!

In angstvollem Verlangen, in sehnender Lust erschauerte ihr ganzer Körper. Sie glaubte, die süße Gefahr näher und näher zu spüren, fühlte die dunklen Augen auf ihrem Rücken, vernahm seine behutsamen Schritte. Zwei Hände legten sich auf ihre Schultern. Und dann ein Kuß, der Kuß, der sie für immer zur Sklavin machte . . .

Doch das Lied verklang, und ihr Nacken bebte nur in wünschender Angst.

Enttäuscht drehte sie sich um. Tief in die Sofakissen vergraben, versuchte ihr Held schon zum vierten Male, sich eine Zigarre anzuzünden, wobei er die Augen weit aufriß, um der Müdigkeit Herr zu werden. Als er Donja Sols Blick bemerkte, sprang er auf.

Ah, endlich! Jetzt würde ihr Ritter sie in seine starken Arme nehmen, sie besiegen . . .

„Gute Nacht, Donja Sol! Es ist spät geworden. Sie möchten sicher zur Ruhe gehen!“

Ueberrascht erhob sie sich und reichte ihm, ohne zu wissen, was sie tat, eine Hand.

Hastig, sich überkürzend, arbeiteten ihre Gedanken. Alle die konventionellen Anschauungen des weiblichen Geschlechtes regten sich; alle die traditionellen Bedenklichkeiten, die eine Frau auch im Moment der höchsten Sinaabe nicht aufer acht läßt.

Unersättlich ihr Wunsch. — Zum ersten Male hatte er ihr Haus betreten! . . . Und nicht einmal der Schein eines Widerstandes blieb ihr. Sich ihm anbieten? . . . Unmöglich!

Aber da sah sie seine Augen; Augen, die in stummer Beharrlichkeit an ihr hinaen, voll von zaghaften Hoffnungen, schweisgamen Wünschen.

„Geh nicht! . . . Komm, komm . . .“

Mehr sagte sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gast aus Oel.

Von Hermann Kaden.

Eine Stunde vor Mitternacht, just in dem Augenblick, als der Blonde Intendant mit der Venusdarstellerin in den Seitenraum hinübertrat, trat durch die Haupttür, neben der ich zufällig stand, eine sonderbare Maske. Es drehte sich niemand nach ihr um. Fastnachtsgaun, die nichts zu tun haben, als verliebte Blicke sich gegenseitig zu senden, haben weder Zeit noch Sammlung für ihre weitere Umgebung. Diese Maske war ein Herr, das Bewies der Volkbart, der unter der Gesichtsmaske herunterfloß; sonst aber war es ohne selbst für einen Maskenball recht merkwürdige Erscheinung. Eine mittelgroße Gestalt mit breiten Schultern, auf dem niedrigen Hals sah ein schmaler, schlanker Kopf, den ein Barett bedeckte. Unter dem langen wallenden Mantel, der das Kniefloskostüm verhüllte, pendelte eine Degenspitze hervor.

Der Fremde, wie wir ihn vorerst nennen wollen, da wir nicht wissen noch ahnen, wer er ist, hatte Handschuhe an den Händen, doch trug er den rechten ausgezogen in der Hand. Aber es waren keinesfalls die bis jetzt erzählten Einzelheiten seiner Kleidung, die mir diesen Fremden auffälliger als alle die anderen erscheinen ließen, nein, es war vielmehr die eigentümliche Farbe seines Kleides, die ich absolut nicht bezeichnen konnte. Sie war dunkel — aber auch die Farben der Dunkelheit haben Namen —, diese Farbe aber konnte ich nicht benennen; sie war nicht schwarz und auch nicht braun, sie war nicht grau und auch nicht violett, sie hatte vielmehr das Aussehen jener Farben, die man auf sehr alten, vielhundertjährigen Gemälden findet, Farben, die verstaubt und zerklüftet, matt und charakterlos geworden sind. So etwa sah das Kleid des Fremden aus; schreiender Gegensatz aber hierzu war seine Farbe, die war scharlachrot, glatt und glänzend, wie eben aus dem Baden geholt.

Mich beschlich ein eigentümliches Gefühl, ein Gedanke lag

freierem in mir empör, doch will ich ihn vorerst für mich behalten, auslachen lassen kann ich mich immer noch. Der Fremde stand wie ein teilnahmsloser Zuschauer da. Das, was von seinem Gesicht zu sehen war, das harte Kinn, und der breite, melancholisch gekrümmte Mund, war unbeweglich; ich sah näher hin, trat hinter seinen Rücken, die Haut war sehr sahl — ein junger Mann war also der Fremde nimmer. Es herrschte ein lautes und leidenschaftliches Kreischen in dem Saal. Wieviel Hände die Jazzbandspieler sich wundschlugen in festlichem Fanatismus, kann der aufmerksamste Chronist nicht berichten.

Da trat eine Langpause ein.

Der Fremde ging über das Parlett.

Während ich hinter ihm herging, von Minute zu Minute kam er mir seltsamer vor, sah ich seinen leichtgebogenen Gang, einen Gang, wie ihn alte oder sehr müde Menschen haben. Wir stiegen zusammen die Treppen hinauf, wir setzten uns hindereinander an zwei Plätze der oberen Galerie, wir schauten gleichermäßen unbeteiligt und doch gefesselt in das erhöhte menschliche Gewühl.

„Ogotto, Gott, hast du aber einen stattlichen Bau!“, zirpte da eine Pierrette, sich auf den Schoß des Fremden schwingend. Fast hätte ich den Tisch umgeworfen bei der Schnelligkeit meines Vorbeugens, um mir ja nicht die Stimme des Fremden entgehen zu lassen. Sein Mund aber öffnete sich zu keiner Antwort. Talentlos zur Geduld, entfloß die Kleine mit einem schmolgenden Fächerschlage. Andere kamen und flohen. Der Fremde gab keinen Laut von sich. Er rührte sich kaum. Da rauschte ein Reifrod vorbei, unter der Barre blühten zwei Augen rasch herüber; wieder hatte der Fremde Gesellschaft.

„Einsamer Spanier“, trällerte die Neue und hielt ihm ein langstieliges Sektglas an den Mund; da rührte sich dieser Mund, sagte lächelnd: „Wir beide sind die einzigen wohl, die von den Pyrenäen durchgelassen worden sind!“

Warum lachte die Frau über diese Bemerkung? Hatte sie sich auch gegenseitig als spanisch erkannt, war die Bemerkung auch zutreffend, so hätte die Frau doch ebensogut als ich den dumpfen Ton dieser Stimme wahrnehmen müssen. In der jener Fremde sprach. Und wieder fiel mir dieser verrückte Gedanke vom Anfange ein. Ein Loter im Ballsaal?

Ich horchte weiter.

„Bist du ein Spanier oder tuft du nur so?“ forschte die Neugierige. Der Fremde streifte den störenden Degen zur Seite, raffte den Mantel enger um sich, fühlte, ob die Barre fest über dem Gesicht saße und sagte: „Das ist nicht genau so sagen!“

„Geh, red' keinen Unsinn“, sie stieß ihn mit ihrer kleinen Hand auf die Brust und: „Was tuft du denn eigentlich hier?“

Dem Fremden fiel sein Handschuh zu Boden. Er hob ihn auf, sagte: „Gott, wenn man so lange wie ich auf einem und demselben Stuhl gesessen hat, so will man auch einmal auf anderen Stühlen sitzen, nicht wahr?“

Die Frau fand diese Antwort zwar einleuchtend, doch etwas sonderbar, besonders in einer Hinsicht, sie fragte ängstlich: „Lange hast du auf einem Stuhl gesessen? Doch nicht gar...?“

„Nein, nicht gar...“ kichelte der Fremde abwehrend.

„Kommt, wir tanzen!“

Er sah auf die Uhr: „Meine Zeit ist gleich herum!“

„Deine Zeit? Willst wohl gar heute nacht noch zurück nach Spanien?“

„Allerdings, heute nacht noch!“

„Heute nacht geht kein Zug mehr!“

Der Fremde drehte eben das Gesicht etwas, so daß ich sehen konnte, wie er in einer feinen Weise den Mund spitzte, als er sagte: „Ich brauche keinen Zug, meine Liebe!“

„Mit was denn? Mit dem Flugzeug? Im Winter fahren keine Flugzeuge über die Berge!“

Und der Fremde sagte langsam, ohne das Vorherige zu beantworten, gleichsam, als spräche er ins Unsichtbare, ins Ferne, zu niemandem, oder nur zu sich selbst: „Arg verändert hat sich's, das Reich, arg verändert; früher ging die Sonne darin nicht unter, heute geht sie darin nicht auf!“

Und er stand auf, sahte seine Begleiterin an der Hand; beide stiegen die Treppen hinab in den Saal. Ich fuhr fort, sein Schatten zu sein. Noch ein paar Märsche, dann war es zwölf, und nun fielen die Barben von den Gesichtern. Inzwischen hatte der Fremde, weniger durch sein etwas schäbig-abgenutztes, farbloses Kostüm, als durch seine glänzende, scharlachrote Barbe die allgemeinere Aufmerksamkeit erregt, und als der letzte Schellentön „Zwölf“ über das Parlett hinausschallte, umstand ihn eine große Gruppe von Neugierigen, die alle, aber keiner so gespannt wie ich, sein Gesicht erwarteten. Und er nahm die Maske ab, und wir alle sahen in ein Gesicht, das mir noch eine Minute lebte, dann begann es vor unseren Augen zu zerfallen; grau, zerbröckelt, wart sah er aus, ich hätte es gerne einmal, furchtbar gerne, mit dem Finger berührt, um zu sehen, ob es überhaupt Haut eines Lebendigen hatte, es sah aus wie alte, bemalte Leinwand. Und nun griff auch die Zerföhrung vor unseren Augen auf den übrigen Körper über.

Da entstand eine Panik im Saal. „Ein Loter, ein Sterbender, Geister, Gespenster —!“ sprangen die Schöne und Neugierige ineinander. Nach fünf Minuten war von dem Fremden, rätselhaften Gast nichts mehr vorhanden. Nur die Barbe lag auf dem Boden. Sie glänzte neu und ihr Scharlachrot war unversehrt. Ringsherum stand die Menge und olohte entsezt. „Noch nicht

einmal! Wie neß er zurück —!“ sagte einer leise und verstohlen. Das Geschrei aber, das die Polizei herbeiholen sollte, die in allen Erscheinungen der Welt die Wahrheit zu ergründen hat, wurde immer lauter und mächtiger und greller, und als ich endlich wieder langsam begann, meine fünf Sinne zusammenzufuchen, hatte dieses schrille Geräusch meiner Umgebung auf einmal einen bekannten, wohlvertrauten Klang, der mir immer bekannter und — alltäglicher — vorlam; ich horchte noch einmal ganz vorsichtig und genau — es war das Rasseln der Milchkannen, die der Milchhändler von nebenan jeden Morgen um fünf Uhr mit der gleichen Rücksichtslosigkeit gegen alle Schläfer auf das Pflaster stieß.

Dann sah ich bestürzt auf meine Hände. Die hielten ein Buch umklammert. Ich löste den Daumen aus einer Seite. Auf dieser Seite war das Porträt eines Mannes; langer Mantel, Degen, Barett, Handschuh in der rechten Hand, Vollbart und müde Augen. Dieser Mann sah auf einem Stuhl. Darüber stand geschrieben: Lizian, Kaiser Karl V.

Das Buch war in scharlachrotem Leder gebunden.

Man kann es einem Manne, selbst wenn er auch nur aus Oel und Leinwand ist, wie dieser, nicht verübeln, wenn er fast vierhundert Jahre im gleichen Stuhle, in der gleichen Stellung sitzen muß, immer dieselbe Hand auf derselben Lehne — wenn er eines Tages einmal ausweicht aus seinem Rahmen, um sich auf andere Stühle zu setzen.

Wenn auch dazu kein anderer Weg vorhanden ist als ein Fastnachtstraum.

Nun sitzt er wieder auf dem alten Stuhle und sieht den Zuschauer mit der alten Stille und Friedfertigkeit an; Müdigkeit in den Mundwinkeln.

So, wie ihn der Lizian gemalt hat.

Kindermund.

Meine Schwester und ich gehen mit unserem Hunde in ein in deutscher Zeit sehr besuchtes Waldrestaurant in Unterberg. Nach kurzer Zeit gesellt sich der kleine, noch nicht schulpflichtige Enkelsohn des Besitzers zu uns und fragt zutraulich: „Tante, heißt dein Hund?“ — „Das ist ganz verschieden“, erwidere ich, „das ist nämlich ein sehr kluger Hund, der weiß genau, welche Kinder artig und welche unartig sind. Die artigen beißt er natürlich nicht, aber die unartigen beißt er tüchtig.“ Darauf eine Weile des Nachdenkens, dann sagt der kleine, wahrscheinlich durch sein nicht ganz reines Gewissen etwas bedrückte Schläuberger: „Tante, bring deinen Hund nicht mehr mit.“ — „Ach nee, das geht nicht, ohne meinen Hund gehe ich nicht, wo ich hingehe, geht auch mein Hund mit.“ Wieder eine Pause, dann: „Tante, komm nicht mehr wieder.“

Die kleine Ella geht mit ihren Eltern nach dem Eichwald spazieren und sieht auf den Wiesen viele Röhre, schwarze und weiße, grasen. Sie bleibt stehen, betrachtet sich dieselben eine Weile und ruft dann freudig: „Jetzt weiß ich's, die schwarzen Röhre geben den Kaffee, und die weißen die Milch!“

Ellas Brüderchen, Fritz, sitzt mit der Großmutter beim Dunkelwerden am Fenster, und ein Stern nach dem andern steigt am Himmel empor. Die Großmutter macht ihn darauf aufmerksam und sagt: „Sieh mal, Fritzchen, jetzt zündet der liebe Gott seine Lichter am Himmel an!“ Darauf fragt Fritzchen wißbegierig: „Zündet der liebe Gott sie auch mit Streichhölzern an?“

Ich sitze in unserem Vorgärtchen, in welchem ein Paradiesapfelbäumchen im Frühjahr mit seinen herrlichen Blüten und im Herbst mit seiner Unmenge von glänzenden, wie lachend erscheinenden roten Äpfelchen das Entzücken jedes Vorübergehenden hervorruft. Da kommt eine alte Kinderfrau mit einem Kinderwagen gefahren, neben ihr geht ein kleines Märschchen. Selbst dem Rinde fällt das Bäumchen mit seiner überreichen Frucht von Äpfelchen in die Augen. Es bleibt stehen und fragt seine Kinderfrau: „Was ist das für ein Baum?“ Die Alte betrachtet denselben prüfend und sagt dann würdevoll: „Das ist eine Rose.“ Doch das ist selbst diesem kleinen, angehenden Botaniker ein zu starkes Stück, und empört ruft er: „Ach ja, Sie sind selbst die Rose.“

Wer nicht in die Hölle kommt.

Die in Siehl (Holland) erscheinende Missionszeitschrift „Stadt Gottes“ veröffentlicht unter obiger Ueberschrift folgendes launige Gedicht:

Wir hat geträumt, ich hätt' die Hölle inspiert.

Der Teufel selbst hätt' mich da 'rumgeführt!

Schon bald war ich mit jedem gut bekannt,

Vom höchsten bis zum unter'n Stand.

Da waren allerhand Bösewichter:

Buchdrucker, Gerichtsvollzieher, Dichter,

Vergolter, Müllabfuhrer, Färber,

Bankherrs, Kritiker und Gerber,

Maurer, Klempner, Dampfbrötenleger,

Stiefelpußer, Straßenseger,

Advokaten, Genfer, Schinder,

Schweinezüchter, Besenbinde,

